Predigt über Genesis 2,4b-7 im Universitätsgottesdienst (mit Taufe) am 2. Sonntag nach Trinitatis im Rahmen der Predigtreihe „geistbegabt“

Prof. Dr. Jan Christian Gertz

Die Liebe Gottes, die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Gibt es, liebe Gemeinde, einen Ort über den sich freudiger und leidenschaftlicher predigen ließe als das Paradies? Sollte es nicht reizen, einmal fernab von aller Realität so richtig aus dem Vollen zu schöpfen und den eigenen Garten Eden zu entwerfen? Einmal mit wenigen schnellen Strichen zu zeichnen, wie es hätte sein können und vielleicht auch hätte sein sollen?

Mal abgesehen davon, dass mit jeder Schilderung des Paradieses mehr über das eigene Innere gesagt wird, als zumindest ich preiszugeben bereit wäre, so gibt es doch etwas, was mich zögern lässt, unbefangen und ernsthaft zugleich vom Paradies zu reden. Lassen wir all die anderen „Paradiese“ einmal außen vor: Kennen Sie noch einen weiteren Ort, der so exklusiv dem Bereich der Religion angehört und an dem sich in dieser Dichte all das versammelt, was uns an den Religionen irritiert, abstößt und ängstigt? Ist das Paradies nicht eine Vertröstung für die Zukurzgekommenen, ein Heimatort für Moralisten und der Ursprungsort für eine seit Jahrhunderte währende Geschichte der Abwertung der Frau? Schafft das Paradies als Zielort für Fanatiker nicht in erster Linie keine bessere, sondern eine blutigere Realität?

Adam und Eva im Paradies. Die Geschichte beginnt ganz unspektakulär, zunächst noch ohne Garten und ohne Mensch. Ich lese den Predigttext aus dem zweiten Kapitel des Buches Genesis:

„Als Gott, der Herr, Erde und Himmel machte – das ganze Gesträuch des Feldes war noch nicht auf der Erde, und das ganze Kraut des Feldes sprosste noch nicht, denn Gott, der Herr, hatte es noch nicht regnen lassen auf die Erde und ein Mensch war noch nicht um den Erdboden zu bestellen, wobei ein Wasserstrom aus der Erde emporquellte – da formte Gott, der Herr, den Menschen aus dem Staub vom Ackerboden und er blies den Atem des Lebens in seine Nase, so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen.“ (Gen 2,4b-7)

Die Fortsetzung ist bekannt. Gott verpflanzt den Menschen – das hebräische Wort für „Mensch“ ist Adam – in einen wunderschönen Garten voll fruchttragender Bäume und Quellgrund aller großen Ströme dieser Erde. Gott erlaubt die vielen Bäume und verbietet den einen. Doch was soll der schönste Garten, wenn das Gegenüber fehlt, mit dem der Mensch seine Freude teilen könnte. So erschafft Gott zunächst die Tiere zur Gesellschaft. Doch der Mensch verlangt nach Mehr. Er will ein ebenbürtiges Gegenüber. So erschafft Gott die Frau. Mit ihr ist der Mensch komplett. Es kommt der Auftritt der Schlange. Die Augen des Menschen und seiner Frau öffnen sich und ehe sich die beiden versehen, stehen sie außerhalb des Gartens auf dem Acker, den sie unter Mühen bebauen sollen, bis sie dereinst wieder das sind, was sie waren, Staub vom Acker. Das alles wird leichthin erzählt, durchaus mit Humor und einer Spur hintergründiger Naivität. Eine schöne, unschuldige Geschichte? Der Geograph weiß – ein Fluss der sich in vier Flüsse teilt, die dann den Erdkreis umgeben, findet sich allenfalls auf den Karten der Religionen dieser Welt. Eltern ahnen – das unbegründete Verbot, ausgerechnet von dem *einen* Baum nicht zu essen, erfolgt nur, um sogleich von seiner Übertretung berichten zu müssen. Die Evolutionsbiologin erkennt im Bau der Frau aus der Rippe des Mannes allenfalls eine vorwissenschaftliche Erklärung für das enge Verhältnis von Mann und Frau. Was Gendertheoretiker dazu sagen, liegt auf der Hand. Der Germanist weiß wie jedes fünfjährige Kind – wenn Tiere mit menschlicher Stimme reden, dann nähern wir uns dem Märchenwald, in den mit der Übertretung des göttlich-väterlichen Gebots und dem Aufkommen der Scham angesichts der eigenen Nacktheit das Über-Ich der Analytikerin hineinspaziert. Schließlich der Religionsgeschichtler – er sieht Cheruben, Lebensbaum und Flammenschwert, zählt eins und eins zusammen und verliert sich in den Weiten der Mythologie des alten Vorderen Orients.

Eine schöne Geschichte, deren Realitätsgehalt in etwa so hoch ist wie derjenige eines Paradieses auf Erden? Der Schluss liegt nahe und verkennt dennoch völlig, worum es geht. Die Realität von Adam und Eva liegt auf einer Ebene hinter der erzählten Geschichte. Das Naive, Märchenhafte, Stereotype, Wunderliche und Mythologische ist nur sprachliches Mittel um das *eine* Thema auszuloten: Was ist der Mensch, was unterscheidet ihn von Gott, was verbindet ihn mit Gott? So gelesen ist der Realismus unseres Textes kaum zu überbieten. Wie ein Töpfer formt Gott den Menschen aus dem Staub der Ackerkrume und beatmet ihn. Ein Mythologem sicher, aber was für eins!

Es gehört ja zum Wesen des Menschen, dass er sich ziemlich wichtig nimmt. Kein Wunder also, dass Gottes Schöpfung nach unserem Predigttext mit der Erschaffung Adams anfängt oder dass sie – wie das die Kollegen unseres Dichters ein Kapitel zuvor erzählen – ihren krönenden Abschluss in der Erschaffung des Menschen findet. Es scheint uns wirklich schwer zu fallen, uns eine Welt zu denken, in der wir – ob zum Guten oder Bösen – keine zentrale Stellung innehaben. Wir haben vorhin gemeinsam mit Worten aus Psalm 8 gebetet: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt ... Herr unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“ (Psalm 8,4-6.10) So kann nur der Hymnus sprechen. Kaum treffender ließe sich unser Erstaunen über uns selbst zum Ausdruck bringen, etwa wenn wir einen Säugling zum ersten mal in den Armen halten und von einer ganzen Bandbreite an Gefühlen diesem neuen Wesen gegenüber überwältigt werden. Die Paradieserzählung schlägt einen anderen Ton an. „Da formte Gott, der Herr, den Menschen (hebräisch *Adam*) aus dem Staub vom Ackerboden (hebräisch *Adamah*).“ Diesem Anfang wohnt nur wenig Zauber inne, sondern die schlicht-brutale Einsicht, dass wir sterblich sind. Der Mensch ist ein vergänglicher Erdling. Mit dem Staub der Ackerkrumme ist neben der Kreatürlichkeit die Sterblichkeit das erste Wesensmerkmal des Menschen. So dichten die Psalmen: „Gott weiß, was für eine Gebilde wir sind; er denkt daran, dass wir Staub sind. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“ (Ps 103,14-16).

Wo bleibt bei so viel ungeschöntem Realismus, das Erstaunen über das Besondere des Menschen. Wieso kann der Hymnus singen, der Mensch sei „wenig niedriger als Gott“? Immer wieder wurde diese Frage mit dem Hinweis auf den innigen Moment der Beatmung des Menschen durch Gott beantwortet. Sollte hier der Mensch Anteil am Göttlichen erhalten haben? Die alte griechische Übersetzung hat den Hauch des Lebens mit *Psyché* – Seele übersetzt. Auf diese Weise ließ sich leicht die Vorstellung eines göttlichen Seelenfunkens in den Text eintragen. Das Einhauchen des Lebensatems ließ sich auf die unsichtbare Seele hin deuten, die eine unmittelbare Gabe Gottes sei und den unsterblichen Bestandteil des Menschen ausmache. Das ist ein tröstlicher Gedanke, der zwischen dem sterblichen Erdenleib und der unvergänglich-göttlichen Seele zu unterscheiden weiß. Allein, unser Text ist von derartigen Vorstellungen himmelweit entfernt. Der Lebensodem ist nichts anderes als der menschliche Atem, der hier erstmalig in Gang gesetzt wird und vielleicht das deutlichste Kennzeichen von Vitalität ist. Wenn Gott den aus Staub vom Ackerboden geformten menschlichen Leib zum Leben erweckt, dann lässt sich in der Szene eine Besondere Nähe zwischen Mensch und Gott erspüren, doch der Lebensodem ist mitnichten ein Privileg des Menschen. Der Erdenkloß wird beatmet, so wird er zum lebendigen Wesen wie Hund, Katz und Maus.

Machen wir uns mit dem Dichter des Paradieses auf die Suche nach dem Göttlichen im Menschen, so werden wir an einen ganz anderen Ort gewiesen. Wir stehen mitten im Garten unter dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, was tunlichst nicht auf Fragen der Moral eingeschränkt werden sollte, sondern die Fähigkeit meint, zwischen dem zu unterscheiden, was dem Leben zuträglich ist, und dem, was ihm schadet. Die Geschichte dieses besonderen Baumes ist bekannt und ich kann gleich zum Kern der Sache kommen. Mit dem Griff nach der verbotenen Frucht wird aus dem belebten Erdenkloß und seiner aus der Rippe gebauten Frau ein Wesen, über das am Ende der Erzählung Gott zu seinem himmlischen Hofstaat sagt: „Er ist wie einer von uns geworden, zu unterscheiden zwischen Gut und Böse.“ Geschichte vom Paradies erzählt also, wie der Mensch ein besonderes Wissen erworben hat und darin gottgleich geworden ist.

Das Göttliche in uns liegt in unserer Befähigung uns unseres Verstandes und unserer Lebensklugheit zu bedienen. Doch die Sache hat ihren Preis, der Zugang zu den Früchten vom Baum des Lebens, deren Genuss die Überwindung der Sterblichkeit verheißt, bleibt dem Menschen fortan verwehrt. Der Cherub mit dem Flammenschwert versperrt dem ins Leben geworfenen Menschen die Rückkehr ins Paradies. An keiner anderen Stelle der Erzählung ist das mythologische Inventar greifbarer und massiver, an keiner anderen Stelle ist die Erzählung realistischer. Der Mensch wird aus dem Zustand träumender Unschuld in ein Leben geworfen, in dem uns Tag für Tag abverlangt ist, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Mit Verstand begabt, geistbegabt und *semper apertus* – was eben auch bedeutet, dass wir die falschen Entscheidung treffen können oder dass es kein Richtig oder Falsch, Gut oder Böse gibt. Angefangen von den unzähligen Konfliktsituationen zu Beginn und am Ende menschlichen Lebens, in politischen und wirtschaftlichen Prozessen, wenn Unrechtsregime gestützt werden um einem vermeintlich größeren Übel zu wehren, wenn besonders fachkundigen Mitarbeiter aufgetragen wird, die Entscheidung über Entlassungen von Kollegen zu entscheiden, in Prüfungen, wenn es zwischen der persönlichen Not des Einzelnen und der Qualität und Gerechtigkeit des Ganzen abzuwägen gilt, im mitunter komplizierten Beziehungsgeflecht von Familien und Partnerschaften, in denen jede Entscheidung über das eigene Wohl und Wehe sich häufig massiv auf Wohl und Wehe der anderen auswirkt. In diesen Dingen zwischen Gut und Böse, zwischen dem, was dem Leben zuträglich ist, und dem, was ihm schadet, unterscheiden zu müssen, das ist das Risiko der Freiheit, das uns niemand abnehmen kann. Und wenn wir dem Dichter des Paradieses folgen, auch kein Gott. Sterblich und zu einer eigenständigen Lebensführung in dieser Welt befähigt *oder* unsterblich und unselbständig außerhalb dieser Welt – das ist für den Dichter keine wirkliche Alternative. Das Paradies ist ein unmöglicher Ort. Dafür steht der Cherub mit seinem Flammenschwert.

So haftet der göttlichen Fähigkeit des Menschen auch etwas Tragisches und Gefährliches an. Die Bibel erzählt daher in der Geschichte vom Brudermord Kains auch nicht, wie die erste freie Entscheidung des Menschen zum Wahren, Guten und Schönen führt, sondern wie mit der Freiheit auch die Möglichkeit zur Sünde einhergeht. Die Bibel verdeckt nichts! Sie ist ehrlich, das ist hart und tröstlich zugleich. Weil sie auf einer Ebene hinter der nur auf den ersten Blick naiven Geschichte in ihren Kernaussagen schonungslos realistisch ist, dürfen wir auch auf ihre Zusage vertrauen. Wir dürfen darauf vertrauen, dass wir so wie wir sind angenommen sind – trotz aller Fehlentscheidungen, trotz der Schuld, die wir auf uns laden, egal ob wir uns entscheiden oder nicht entscheiden. Der Dichter des Paradieses schildert daher, wie Gott die Menschen nach dem Griff nach der verbotenen Frucht trotz Todesandrohung am Leben lässt, wie er sie lediglich aus dem Garten weist und zuvor noch bekleidet, wie er den Brudermörder Kain schützt. Das stärkste Symbol dieser Zusage der bedingungslosen Annahme ist indes die Taufe.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus! Amen